

Untergang [Fortsetzung]

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gottfried Semper. Büste von Richard Kitzling, Zürich,
im Eidg. Polytechnikum.

Held, stark und scharf blickt dieser einfache Mann aus dem Volke in die Welt hinaus: was auch kommen mag, er ist gerüstet; vor Tyrannen beugt er sich nicht, er, der Sohn der Freiheit; er wird diese Freiheit ebenso entschieden schützen wie sein liebes Söhnlein, um dessen Schulter er den Arm gelegt hat. Diesen aufrechten, unbengsamen heldischen Mann hat das Schweizervolk sofort als seinen Wilhelm Tell verstanden und freudig gutgeheißen. Das Tell-Monument in Altdorf war Richard Kitzlings Meisterschluß.

Hans Trog, Zürich.

Untergang.

Novelle von Arthur Zimmermann, Verlikon bei Zürich.

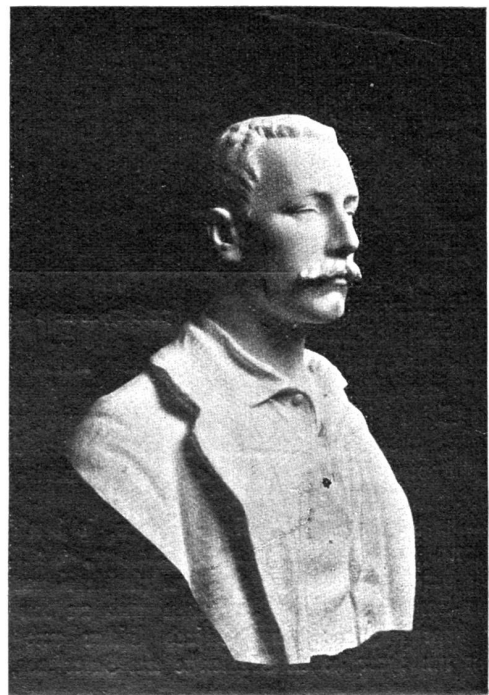
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

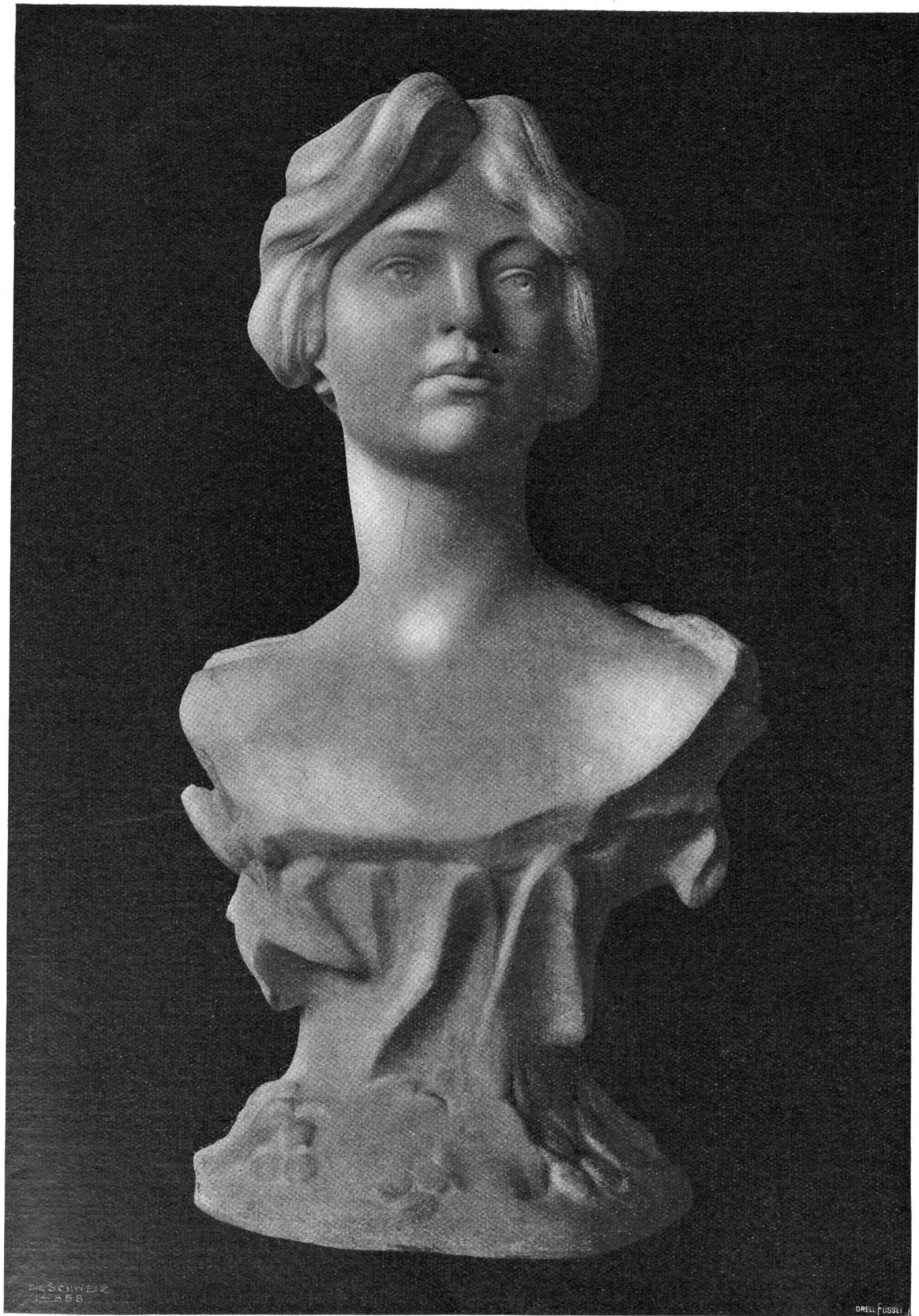
„... Dazu kam die Stimme des Egoismus, die mir auf der einen Seite ein ganzes, langes, zerstörtes Leben verhiess, auf der andern aber schönste Liebe, vollste Seelenharmonie, ein reines, ungetrübtes Glück vorgaukelte. Warum zögern? Zerschneide die Bande, die dich unwürdig fesseln, und stehe mannhafte zu deiner bessern Erkenntnis! rief es laut in mir. Und doch gingen lange Wochen dahin, bis ich zu einem Entschluß kam... Wochen bangen Zweifels, feiger Verzagtheit und scheuer Anerkennung konventioneller Schranken und Gesetze und Wochen glühendster Zukunftssträume, rosigster Vergegenwärtigung höchsten Liebesglückes, die mich zu mutiger Entschlossenheit anspornten. Immer lebte noch etwas in mir, das mich zurückhielt, Bertha, meiner Braut, mich zu offenbaren; aber je länger ich im Bannkreise Annas stand, desto schwächer wurde meine Widerstandskraft, desto mächtiger loderte die Leidenschaft in mir auf, desto mehr mußte ich mir Zwang antun, mich nicht zu verraten... So rang sich endlich der unabänderliche, zwingende Entschluß durch, die Sache zur Entscheidung zu bringen... Erst wollte ich mit meiner Verlobten reden, unsern Bund lösen und dann als

freier Mann vor Anna hintreten und ihr meine Liebe gestehen, ihr, die ja längst ahnte und wußte, wie es um mich stand, und nur deshalb manchmal so tieftraurig schien, weil sie eben von der Aussichtslosigkeit unserer gegenseitigen verschwiegenen Neigung überzeugt war. Gerade ihre stille, heroische Resignation gegenüber den bestehenden Verhältnissen, ihre Willenskraft, mit der sie jede machtvolle Aeußerung einer aussichtslosen und doch fast nicht einzudämmenden Liebe und Hingabe mir gegenüber verhütete und zurückhielt, hatten mich oft zur Bewunderung hingerrissen und meine Leidenschaft zu ihr, zu dem herrlichen, Liebenden und entsagenden Weibe, nur noch glühender angefaßt. O wie schön mußte es sein, vor sie hinzutreten und ihr zuzurufen: Nun darfst du mein sein, die Schranken sind gefallen! Nun laß den eingedämmten Strom fließen und überschwellen, laß uns untertauchen in seinen Fluten und neugeboren daraus emporsteigen zu einem langen Leben hingebender Liebeseligkeit!... O, wie schön und leicht war das, und wie schwer, wie unendlich schwer war dagegen der erste Teil meiner Aufgabe, die Aussprache mit meiner Braut... Ahnte sie etwas von der ihr feindlichen Entwicklung der Dinge? Hatte sie bemerkt und vielleicht stille verfolgt, wie sich das Band zwischen uns gelockert und dafür ein neues sich geknüpft hatte zwischen mir und ihrem Gaste? Ich wußte es nicht. Aber ich wünschte lebhaft, daß es der Fall sein möchte: die Anknüpfung und die Erörterung der Sache hätte sich leichter und rascher gemacht, als wenn die Ueberraschung wie ein Blitz aus heiterem Himmel über sie hereingebrochen wäre... Manchmal glaubte ich auch, daß sie es ahnte und wußte, war sie doch in der letzten Zeit oft so still und scheu und verstört und dann im Handumdrehen wieder so gereizt und nervös gewesen, ja, einmal glaubte ich sie sogar darauf ertappt zu haben, daß sie uns, Anna und mir, einen verstohlenen seltsamen Blick zugeworfen... Aber nie, mit keinem Wort oder auch nur einer Andeutung, hatte sie verraten, ob sie Mitwisserin unseres Geheimnisses war oder nicht. So tappte ich im Finstern und sah mit Bangigkeit der kommenden bösen Stunde entgegen... Und ich denke daran, solange ich leben werde...

Es war ein kühler Sommerabend. Die Sonne ging eben zur Rüste und erfüllte mit ihrem Scheiderschein die Fenster des nahen Wohnhauses, daß sie blitzten und glühten wie flüssiges Gold. Wir drei, meine Braut, Anna und ich, saßen unter der großen Kastanie im Garten. Die beiden Frauen arbeiteten jede an einer Stickerei, ich hatte ein Buch in den Händen, aus dem ich ihnen vorlas. Ich erinnere mich noch, als ob es heute wäre, an jede Einzelheit jenes Abends.



† Rudolf von Planta. Büste von Richard Kitzling, Zürich.



Weibliche Bildnisbüste von Richard Kissling, Zürich.
(Phot. F. Bruchmann, München).

Es war ein Kapitel aus einem damals viel gelesenen Roman — ich weiß nicht mehr, von welchem Schriftsteller — dessen Entwicklung bis zu einem gewissen Punkt genau unsern Verhältnissen entsprach. Der Held, an eine ihm nicht sympathische Braut gebunden, entflammt in Liebe zu einer Freundin dieser und will das Band, das ihn an jene knüpft, lösen, um der andern angehören zu können. Die, wie sie glaubt, verratene Braut kann sich nicht zu der geistigen Höhe aufschwingen, zu glauben, daß aus den Auseinandersetzungen ihres Bräutigams ein hoher, ernster, wahrheitsliebender Charakter spricht, der eine Trennung für moralischer hält als frevelhaft ein Lebensband zu knüpfen, das für beide Teile nur zum Unglück ausfallen kann. Sie verschanzte sich hinter die landläufigen konventionellen Anschauungen, behauptet, ihn nicht freigegeben zu können aus Rücksicht auf ihre Familie, welche die Schande der Auflösung der Verlobung als fürchterlichen Schlag empfinden müßte, und auch sie selbst würde die Blamage nicht überleben. Da der Bräutigam die letzte Drohung nur als ein starkwirkendes Druckmittel auf ihn ansieht, läßt er sich dadurch nicht beeinflussen und erklärt in einem Brief an die Eltern seiner Braut den Rücktritt vom Verlöbniß. Diese letztere aber hält ihr Wort und ertränkt sich im Weiser ihres Vorgesetzten. Die Sache wirkt ungeheuern Staub auf; die Wogen der konventionellen speibürgerlichen Empörung gehen hoch und bringen es zustande, daß es dem zurückgetretenen Bräutigam verunmöglicht wird, seine eigentliche Geliebte heimzuführen. . . Wie du siehst, ganz unsere damalige Situation. Daß dieser Passus des Romans gerade zu der für mich kritischen Zeit mir als Lektüre in die Hände geriet, betrachtete ich als Schicksalswink und hielt den Augenblick für gekommen, die Entscheidung herbeizuführen. Zudem wurde mir nun Gelegenheit geboten, bei einer Besprechung des gelesenen Abschnittes, wie wir das nach einer Vorlesung immer taten, Aufschluß darüber zu erhalten, wie meine Braut das Problem auffaßte und sich zu ihm stellte, und ich hoffte im stillen, dadurch über die Art und Weise meines Vorgehens mir klar zu werden. . . Dies alles blitzschnell überlegend, hörte ich auf zu lesen und lehnte mich gedankenvoll im Stuhle zurück, indem ich das Buch halbgeschlossen auf mein Knie stützte. . . Eine Zeit lang sprach keines ein Wort. Dann brach meine Braut das Schweigen, indem sie, mich dabei voll anblickend, leichtlin fragte:

„Warum liest du nicht weiter?“

Auch Anna ließ die Arbeit sinken und schaute zu mir herüber.

Ich fühlte etwas wie eine leichte Röte der Verlegenheit in mein Antlitz steigen, als ich antwortete: „Weil das Problem mich allgemein menschlich berührt und einer Besprechung mir wert erscheint. Meine Meinung darüber ist zwar eine völlig abgeklärte; aber es würde mich interessieren, auch eure Ansicht zu vernehmen.“

„Also, wie lautet denn deine Meinung?“ entgegnete meine Braut, indem sie ihren Kopf tief auf die Arbeit senkte.

„Erst die Ehere, wenn ich bitten darf. Ich werde dir die meine nächster nicht vorenthalten,“ antwortete ich in so ernstem Ton, daß die beiden Frauen zu gleicher Zeit den Kopf erhoben und mich erstaunt und fragend anblickten.

„Du sprichst ja so ernst, als ob die Sache dich persönlich angehen würde,“ rief Bertha aus und lachte dabei gezwungen auf.

„Aber, Bertha, ich bitte dich, wie kommst du nur auf eine solche Idee!“ wandte sich Anna überrascht und erschreckt an ihre Freundin.

„Wer wird denn gleich so empfindlich sein bei Dingen, da es sich doch nur um einen allgemeinen Gedankenaustausch handeln kann?“

„Gewiß, du hast recht, Anna,“ entgegnete diese; „ich meinte es auch nicht so. Ich weiß nicht, was eigentlich mit mir ist. Ich bin die letzte Zeit so nervös und gereizt geworden. . . Und dann hat mich das seltsame Zusammentreffen, daß es gerade auch zwei Verlobte sind, die über ein solches Thema debattieren, ein wenig aufgeregt und ernst gestimmt. . .“

„Auch mir geht es so, ich muß gestehen. . .“ fiel ich ein. „Aber gerade unser Verhältnis reizt mich, die angeregte Frage zu besprechen, und garantiert mir zugleich für die wahrheitsgemäße und ernste Behandlung der Sache, die sie verdient.“

„Ach, lassen wir das, wie es scheint, gefährliche Thema fallen!“ meinte Anna ernst, mir einen ängstlichen Blick zuwerfend.

Bertha lachte nervös auf: „Nein, nein, nun gerade nicht! Und du mußt nun gerade die erste sein, die sich aussprechen soll. . . Also!“ — — —

Sie lehnte sich mit einem leicht trotzigem Anflug im Gesicht zurück und verdrängte herausfordernd die Arme auf der Brust.

Auch ich setzte mich zurecht und rief: „Gewiß, Fräulein Anna, so sei's. . . Beginnen Sie!“

„Also gut!“ antwortete diese, indem sie nur mühsam eine aufsteigende Erregung bemeisterte. „Aber wir machen es kurz, schlage ich vor. . . Jedes äußert bloß seine Meinung und gibt sein wohlüberlegtes Votum ab, und dann sei die Sache abgetan! Kein lauges Debattieren!“

„Einverstanden!“ riefen wir andern beide und sahen die Sprecherin erwartungsvoll an.

Anna lehnte sich im Stuhl zurück und verdrängte ungezwungen die Hände auf ihrem Schoß. Nach einer kleinen Pause der Ueberlegung begann sie:

„Die höchste Tugend, die es meiner Ansicht nach gibt, ist bei Mann und Weib die Wahrheit, und das schönste Gefühl, das es auf Erden gibt, das ist die Liebe, und zwar die Liebe zwischen Mann und Weib zum Zweck der Gründung eines eigenen Herdes. Wahrheit ist wohl denkbar ohne Liebe, nie und nimmer aber Liebe ohne Wahrheit, ohne gegenseitiges Vertrauen.“

Ein dunkles Rot flammte auf ihrem schlanken Halse und dem lieblichen Gesichte auf, als sie, mit den langbewimperten dunkeln Augen verträumt in die Ferne schauend, von der Liebe sprach.

„Liebe ist Seelenharmonie, gleiches Denken, gleiches Fühlen, ein Zueinanderfließen zweier Persönlichkeiten, ein Zueinander-aufgehen zweier Menschenseelen bei allem Tun und Lassen. Klar wie ein durchsichtiger Brunnen in marmorner Schale, darin die Gedanken und Wünsche wie goldene Fischlein durcheinanderschwimmen, soll Herz und Seele des einen vor dem andern liegen. Und wie man dort tief im Grunde des Beckens jeden Kiesel, jedes Blatt greifbar deutlich vor sich sieht, so soll jede noch so versteckte Falte des Herzens und des Gefühls offen und rein vor den schauenden Augen des andern blinken.“

„Nicht äußere Sinnenreize,“ führte sie aus, „nicht Schönheit und irdischer Reichtum sind notwendig zum Glück, nein, Wahrheit, Gleichheit und Ergänzungsfähigkeit der Charakteranlagen, unbedingtes Vertrauen auf die Lauterkeit der Absichten und Handlungen, das sind die Grundbedingungen für eine rechte eheliche Gemeinschaft!“

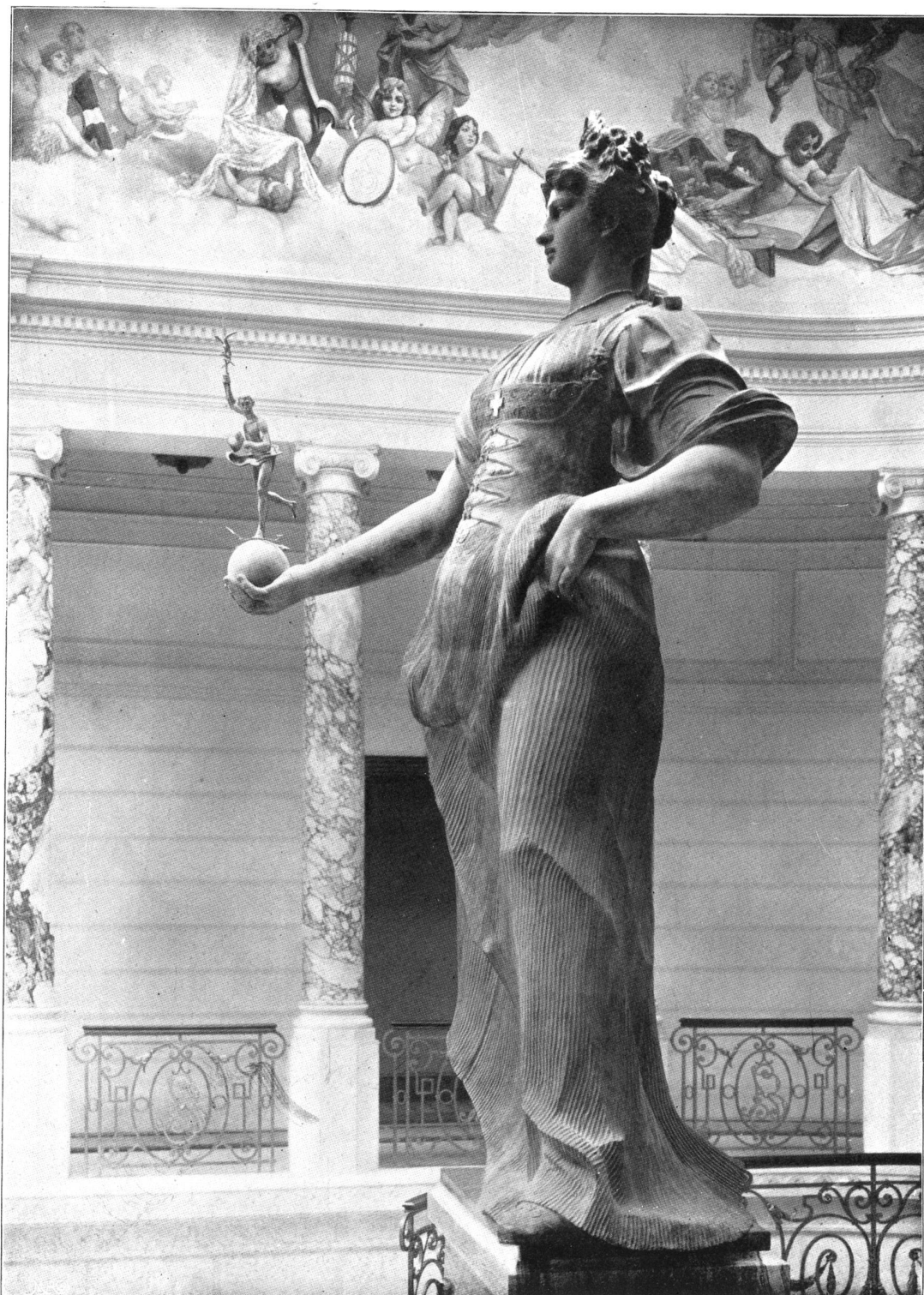
Und dann zeichnete sie uns in beredter Sprache und zündenden Worten das herrliche Bild einer solchen echten Liebes-ehe, verglich diese mit der abstoßenden Gleichgültigkeit und Hohlheit, ja Immoralität jener sogenannten Vernunfttheorien, bei denen die Liebe zum Kompromiß, zum Tausch- und Schacherbegriff herabstinkt, und vertiefte sich endlich in die Bedeutung der Verlobungszeit als Zeit der ersten Prüfung und gegenseitigen Erkenntnis, wobei sie entschieden gegen die landläufige Ansicht, daß eine Verlobung etwas absolut Bindendes sei, Front machte und beiden Teilen die weitgehendste Entschließungsfreiheit gewahrt wissen wollte.

„Wo es sich zeigt,“ rief sie aus, „daß die beiden Charaktere sich in wichtigeren Sachen nicht vertragen, sich reiben, abstoßen, wo ein Zueinander-aufgehen, ein Miteinander-fühlen und -handeln nicht möglich ist, da schene man nicht davor zurück, mit starker Hand das Band zu durchschneiden, auch wenn sich noch so viele konventionelle Neuzerlichkeiten und Rücksichten dagegen aufsträuben. Nur kein ödes, entgegengesetztes, inhaltsleeres, ertötendes Neben-



DIE SCHWELTZ
1902

Skizze zum Zeitbildmal in Midosf.



Helvetia.

Erststandbild von Richard Kissling im Gebäude des Bankvereins zu Zürich.
Aus der „Schweiz. Bauzeitung“, Bd. XXXVIII (1901).

einanderhergehen in der Ehe! Entweder miteinander oder voneinander, das ist das Einzige, was es geben kann. Wahrheit und echte Liebe . . . nicht Schein und Trug und ewige Lüge!"

Dann schloß sie: „Soll ich endlich das Gesagte auf unsere Geschichte anwenden, so erkläre ich unumwunden, daß ich mit dem Helden durchaus sympathisiere, während mir die Heldin als eines jener Duzendmädchen, die sich nicht aus den Fesseln eines engbegrenzten Gefühlslebens reißen und zu einer höhern philosophischen Auffassung der Sachlage emporheben können, ferne steht und nicht imponiert. Und obwohl uns der tragische Untergang der Braut menschlich rührt und uns nicht befriedigt, obwohl also das Erringen der Freiheit des Helden, um mich trivial auszudrücken, über eine Leiche geht, trotzdem halte ich fest an meinem Ausspruch, fest an dem Recht jedes Verlobten, von seinem Wort zur rechten Zeit und unter stichhaltiger Begründung sich entbinden zu dürfen . . . unter allen Umständen!"

Anna hatte sich in eine ziemlich große Erregung hineingesprochen. Die edle Begeisterung und Wärme, die auf ihrem Antlitz geschrieben stand, ließen sie schöner als je erscheinen. Nun lehnte sie sich aufatmend im Sessel zurück und fuhr sich, wie erwachend, über die Augen.

Noch ganz im Banne ihrer lieben Stimme und anmutigen Erscheinung, betrachtete ich sie verückt und mußte mir Gewalt antun, ihr nicht zu Füßen zu stürzen und den Saum ihres Gewandes zu küssen.

Meine Braut, die mich aus halb geschlossenen Augen wie lauernd anschaute, spielte nervös mit einer Tischstichquaste des Gartentisches, um den wir saßen, und sie war es, die endlich das gewitztertschwüle Schweigen brach, indem sie sich fragend an mich wandte: „Und du . . . Wie denkst du darüber, Hans?"

Erschreckt fuhr ich bei der plötzlichen Anrede aus meinem Sinnen auf, wie auf einem verbotenen Wegertappt. Auch ich war nervös

geworden, wie das bei der Aktualität des Themas für mich ja nicht anders sein konnte, und mein Herz pochte hörbar, als ich langsam, mit etwas gedämpfter Stimme, wie traumbevangen sprach: „Ich habe nichts weiter dazu zu bemerken. Fräulein Annas Ansicht ist auch die meine: Wahrung der persönlichen Freiheit und Würde unter allen Umständen!"

„Unter allen Umständen?" frug meine Braut.

„Unter allen!" antwortete ich ernst.

Da fuhr sie mit einem leichten, ungeduldigen Achselzucken fort: „Ich finde, ihr geht zu weit mit euerm Philosophieren und euern Ansprüchen. Ich glaube, daß es doch Verhältnisse geben könnte, die du nicht in Betracht gezogen hast und wo . . ."

„Das bezweifle ich . . . Das ist nicht wohl möglich!" fiel ich rasch ein.

Meine Braut sah mich mit einem eigentümlichen, verschleierte

Blick erstaunt an und fuhr fort: „Ich sagte, daß es doch vielleicht Verhältnisse geben könnte, wo der sonst noch so gerechtfertigte Rücktritt, sagen wir des Bräutigams, schlechterdings nicht mehr möglich ist und entschieden gegen seinen Charakter sprechen würde, ja geradezu eine . . ." sie stockte etwas und hustete leise „... eine Ehrlosigkeit wäre . . ."

„Und was könnten das für Verhältnisse und Umstände sein?" frug ich zweifelnd.

„Ich kann das hier nicht so ohne weiteres ausführen," entgegnete Bertha zögernd und schwieg.

„Und warum nicht?" erwiderte ich gereizt. „Warum willst du hinter dem Berg halten, wo wir andern beide uns doch auch frei und offen ausgesprochen haben?"



Kopf der Helvetia im Gebäude des Bankvereins in Zürich.

Anna erhob sich plötzlich von ihrem Sitz, und indem sie ihre Stühle zusammenraffte, sagte sie mit etwas gezwungenem Lachen:

„Seht, nun kommt ihr doch ins Disputieren hinein, wie ich es euch prophezeit habe! Entschuldigt mich, ich habe noch zu schreiben . . . Auch paßt eigentlich ein dritter nicht zu einem so eigenartigen und verhänglichen Meinungs-austausch unter Brautleuten. Darum lasse ich euch allein . . . Macht's aber nicht zu lang! Bei Tische sehen wir uns wieder.“

Damit grüßte sie, uns ernst und freundlich zurückend, und schritt, bevor wir nur ein Wort des Protestes sprechen konnten, mit elastischem Gange den Gartenweg entlang, dem Hause zu.

Scharf hob sich ihre geschmeidige Gestalt vom dunkelblauen Abendhimmel ab, und die scheidende Sonne wob um ihr Haupt einen lichten Schein. Stumm saßen wir da und sahen ihr nach. Eine peinliche Stille herrschte. Nun war sie in der Haustüre verschwunden, und langsam wandten wir unsere Köpfe. Unsere Blicke trafen sich fragend, und ein verlegenes Lächeln malte sich auf unsern Gesichtern.

„Nun also," wandte

ich mich an meine Braut, „fahren wir fort . . . Niemand stört uns.“

„Nein, lassen wir das Thema fallen . . . Ich bitte dich, ich kann nicht weiter darüber reden . . . Nicht wahr, du verstohst mich," entgegnete sie. Und wie ich in stummer Frage mich zu ihr wandte, trat sie zu mir, legte die Hand auf meinen Arm und bat: „Komm, laß uns ein wenig im Garten auf- und abgehen . . . Ich . . . ich möchte . . . ich habe dir etwas zu sagen.“

Sie lehnte sich leicht anschmiegend an meine Schulter. Ein verwirrter Ausdruck lag auf ihren Zügen.

Mir ward auf einmal so heftig ums Herz, ich wußte nicht wie, gerade wie wenn ein großes Unglück in der Luft schwebte und mich ahnungsvoll umzitterte.

Ich erhob mich und trat ihr zur Seite.

„So komm!" sprach ich matt, mit Bangen dem nächsten

Augenblick entgegensehend, der die schwere Entscheidung bringen mußte.

Sie legte ihren Arm in den meinen, und stumm schritten wir auf schmalem Pfade den entferntern parkähnlichen Gartenanlagen zu.

Bald wölbten sich über uns die grünen Baum- und Gebüschkronen zu dämmeriger Halle. Nicht ein Windhauch ging; erstickend fast dufteten der Flieder- und der Tulpenbaum. Aus der Tiefe des Gebüsches scholl der kurze Lockton eines Anselweibchens und die schmelzende, flötende Antwort des liebewerbenden Männchens. Nichts sonst unterbrach die Stille als das Knirschen unserer Schritte auf dem feinen Kies des Wandelganges.

Wohl eine Viertelstunde mochten wir so schweigend nebeneinander hergegangen sein, da hielt ich es nicht mehr aus: die Stille, der Blütenduft, die feelische Aufregung lagen wie ein Alp auf meiner Brust, die mir zu zerpringen drohte, wenn ich nicht reden konnte.

So frug ich tiefaufatmend: „Nun? Was hättest du mir so Wichtiges zu sagen, Bertha?“

Sie erschraf und zuckte zusammen. Dann schmiegte sie sich noch enger an mich, drückte meinen Arm an ihr pochendes Herz, und ich fühlte, daß sie zitterte. Dann sprach sie leise und hastig: „O, wie du mich erschreckt hast . . . Wart noch . . . Nicht hier . . . Hier ist's mir zu dumpf, zu eng, zu betäubend, um mich auszusprechen. Wir wollen an dein Lieblingsplätzchen gehen . . . Dort ist's hell und lustig . . . Dort wird es mir leichter sein, zu sagen . . . was ich dir sagen muß.“

Am Ende des Gartens war ein kleiner Hügel angelegt, dessen Gipfel eine herrliche Linde krönte, an deren Stamm sich eine roh gezimmerte Bank anlehnte. Von hier aus genoß man eine entzückende Aussicht auf das ganze Aaretal.

Im Hinaufsteigen legte ich mir noch einmal alles zurecht, was und wie ich es meiner Braut sagen wollte. Auf die Knie wollte ich mich vor sie hinwerfen, wenn es sein mußte, und sie ansehen mit den ergreifendsten Tönen meines armen Herzens, die mir zu Gebote standen: „Gib mich frei! Sieh, ich habe mich in meinen Gefühlen für dich getäuscht! Was ich für dich empfand, war nicht Liebe, war nur Sympathie und sinnliche Leidenschaft; die Liebe hat mich eine andere kennen gelehrt, Anna, deine Freundin. Sei groß und stark und gib mich frei!“

Furcht und Angst und frohe Siegeshoffnung kämpften in

mir, machten meine Pulse jagen und steigerten meine feelische Erregung, je näher wir dem Orte der Entscheidung kamen.

Nun öffneten sich die Gebüsch . . . Vor uns lag die Linde mit der idyllischen Bank, und unser Blick schweifte in die unbegrenzte Weite. Unter uns im duftverschleierten Tale gleißte und glitzerte im Schein der Abendsonne, die wie ein roter glühender Ball den Horizont schon fast berührte, die Aare als goldiges Band. Aus den Dörfern, die vom Flusse oder halb versteckt in üppigen Obstbaumwäldern zu uns heraufwinkten, erklangen melodios die Klänge der Berglocken. Vom Hügel drüben über dem Flusse grüßte aus seinen alten Platanen, schon im tiefen Schatten liegend, mein Pfarrhaus und mein Kirchlein, und seine Glockentöne klangen mit hinein in das liebliche Konzert der Schwestern. In weiter Ferne schimmerten, in einer feenhaften Farbenfala vom hellsten Grün und Blau bis zum dunkelsten Violett strahlend, die waldbewachsenen Höhen des Jura, während über allem, in sattrote Tinten getaucht, der weite Abendhimmel glühte, von dessen Grunbe sich die goldig veränderten Rosa- und Blauwölklein wie ein fernes geisterhaftes Inselreich plastisch abhoben.

In den zauberischen Anblick versunken, traten wir zu der Bank. Doch bevor wir uns setzen konnten, trat ein Ereignis ein, das ich Zeit meines Lebens nie vergessen habe und nie vergessen werde, das wie ein schwarzes Brandmal sich in mein Herz einfräß.

Meine Braut blieb, wie von einem mächtigen Impuls erfaßt, plötzlich stehen, und da ich sie überrascht anblickte, schlang sie leidenschaftlich ihre Arme um meinen Hals, zog meinen Kopf zu sich herunter und küßte mich heiß auf die Wange. Dann flüsterte sie mir langsam und stoßweise die Worte ins Ohr: „Hans . . . ich muß es dir sagen . . . verzeihe mir . . . ich . . . ich fühle mich . . . Mutter!“

Dann riß sie sich rasch von mir los und jagte wie ein gehektes Reh den Hügel hinab, den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren.

Mir war's, als hätte ich einen Schlag über den Kopf bekommen . . . Ich taumelte . . . wollte mich an ihr halten und griff ins Leere.

„Bertha!“ schrie ich auf, wie ein zu Tode getroffenes Wild, und indem ich die Hände vor mein Gesicht schlug, brach ich betäubt auf der Bank zusammen.

(Schluß folgt).

Zu Kiflings Vadiandenkmal.

Nachdruck verboten.

Dieser Sommer endlich ist dem größten Sohn der Stadt St. Gallen und einem der größten Eidgenossen überhaupt das Denkmal geworden, das ihm schon längst gebührt: Joachim von Watt, nach der Form seiner Zeit gegenüber literarisch-wissenschaftlichen Größen meist lateinisch benannt: Vadianus. Dreimal hat er ein Denkmal verdient, viermal. Er ist Staatsmann gewesen, er ist der Reformator seiner Heimatstadt, und auf den Rang unter den literarisch Ersten hat er doppeltes Anrecht als Humanist und als Geschichtsschreiber — deutscher Geschichtsschreiber.

Er stammt aus einer vornehmen Bürgerfamilie. Bürgermeister wie er war schon einer seiner Vorfahren, der bei Bögelslegg im Kampfe gegen die Appenzeller fiel. Am 28. Dezember 1484 ist Joachim von Watt geboren. Er wurde schon als Knabe zum Studieren bestimmt. Außer der öffentlichen Schule ward ihm noch Privatunterricht zuteil. Die Handelsbeziehungen, die das väterliche Haus mit Wien verbanden, und der junge humanistische Glanz, den die Universität eben ausstrahlte, zogen ihn nach Wien. Da betrieb er nun die klassischen Fächer und Naturkunde und Astronomie. 1508 schon lehrt er selber, und nun setzt auch eine unermüdete literarische Tätigkeit ein. Eigene Dichtungen, Reden, Abhandlungen und Herausgabe lateinischer Schriftsteller erheben ihn in kurzem zu einem der hervorragenden Wiener Humanisten. Ihn krönt der Kaiser mit dem Dichterlorbeer. Er hat auch die Professur der Rhetorik und das Rektorat bekleidet. Daneben ist er epochemachend für die moderne wissenschaftliche Geographie. Sein Dringen auf möglichst eigene Anschauung als wesentlichste Grundlage hat ihn selbst zu Reisen nach allen Seiten, nach Triest, Buda-

pest, Krakau, bis nach Breslau geführt. Und als Besteiger des Pilatus ist er unsern Alpinisten vorangegangen — der ganze unerschöpflich universelle Renaissancemensch.

Ein lebendiges Denkmal steht dem Dichter, Redner, Lehrer und Gelehrten in Gestalt seines Briefwechsels, mit dessen Herausgabe Emil Arbenz eine prächtige Ergänzung gebracht zu Ernst Gözingers drei Bänden, die „Deutschen Schriften“ enthaltenden Bänden. Einen erstaunlichen Begriff von seinen Beziehungen könnten wir geben, wenn wir aufzählen wollten, was ihm nach Wien wie nach St. Gallen von Genossen und Schülern, von deren Angehörigen und von Buchhändlern geschrieben worden ist, aus ganz Oesterreich bis nach Siebenbürgen, aus Polen, Deutschland, Italien und der Schweiz. Und noch weiter als des Humanisten Korrespondenz hat gar später die des Reformators gereicht. Aber schon damals finden wir neben Neuchlin, Gobanus Hefuss, Glarean, Wimpfeling, Faber und andern die Namen Zwingli und seines spätern Schwagers und wiedertäuferischen Gegners Grebel. Auch Dr. Eck, der Kämpfer der alten Kirche, findet sich unter den Korrespondenten. Es zeigt sich auch hier wieder in tragischer Deutlichkeit, wie schonungslos die im Glaubenskampf endigende Strömung der neuen Zeiten die in den schwellenden, hoffnungsfreudigen, zukunftsfuligen jungen Jahren geknüpften, rein menschlichen Studienfreundschaften so mancher Humanisten auseinandergerissen hat.

Solch glänzendes Bild zeigt uns Vadians Wienerleben. 1518 ist er in die Heimat zurückgekehrt. Der Grund liegt nirgends ausgesprochen.

Als Humanist hätte er wohl in den kleinen Verhältnissen